



Gunter E. Grimm

# Moderne Lyriker

Benn – Brecht – Enzensberger

Füllung, Applanierung, Wattierung der Worte u. der Struktur! Schaumig direkt! Goldig, goldlackbraun, alles ‚in Güte‘. Immer wieder, Herr Oelze: gigantisch das Ganze, aber *faul!*

Seine Beschimpfung gipfelt in den markigen Worten:

Eigentlich ein Hund, dieser Goethe. Er wusste doch, dass er Schwindel treibt u. dass er rein aus eigenem Ruhebedürfnis u. Fernhaltungsdrang von allem Dämonischen so schrieb. Ich sagte Ihnen ja schon einmal: abgefeimt! Er konnte keine Leichenwagen sehen, das war mir bekannt, aber dass er die Löwen mit Flöten in den Käfig zurückbringt, das habe ich nun erst erfahren.<sup>101</sup>

Warum diese vehemente Kritik an Goethes Harmonisierungstendenz? Sie kann zwei Gründe haben, einen sachlichen und einen biographischen. Benn stellt sich absichtlich quer, er provoziert Oelze, den nach seiner Meinung blinden Goethe-Verehrer. Die vom alten Goethe angewandte Kunst, alles Katastrophische auszuklammern oder zuzutünchen, wird von Benn als Versuch gewertet, der Wahrheit auszuweichen. Deshalb gilt ihm diese absichtlich angewandte extreme Verhüllungstechnik als „abgefeimt“.<sup>102</sup>

Bisher war nur dieser Brief Benns an Oelze bekannt, nicht aber die Erwiderung Oelzes, die unerwartet deutlich ausfällt. Oelze hat seine Antwort, aus der eine von ihm zugegebene Erregung mitschwingt und durchscheint, umgehend nach Erhalt von Benns Brief verfasst. Feuerig beginnt er: „Wenn es um Goethe geht, lasse ich alles stehen und liegen [...]“,<sup>103</sup> um dann sogleich zur Sache zu kommen: „Sie werden auch mir ein offenes Wort ‚auf jede Gefahr hin‘ gestatten.“ Er versucht die Bedeutung der Novelle als „eine Art ästhetisches Muster“ zu erklären, als „eine technische Spielerei“. Vehement stemmt er sich gegen Benns Versuch, aus der Novelle „Schlüsse“ auf die „Gesamterscheinung Goethe’s“ zu ziehen.

Gewiss war, bei dem fast Achtzigjährigen, ‚Ruhebedürfnis und Fernhaltungsdrang von allem Dämonischen‘ vorhanden – aber das war doch selbst in diesen späten Jahren nur eine dünne Haut über einer noch immer in Glut befindlichen Substanz, *und* es war der notwendige Schutz gegen eine Welt, mit der diesen Genius nichts mehr verband als die fleischliche Existenz. Und an Sie, der Sie der höchste Arbiter in der Welt des Dämonischen sind, richte ich die Frage: musste nicht Einer, der in der Vision der Lilith, der in den Paralipomena zur Walpurgisnacht Welten gestreift ja schon in sie einen Blick getan hatte, die nie eines Sterblichen Auge vor ihm sah oder nach ihm sehen wird [...] – *musste* er nicht, von soviel Stürzen durch alle Welten erschöpft, spät Ruhebedürfnis empfinden, den Dämon wegzaubern, den Knaben mit der Flöte beschwören, den zauberhaften Gesang, der Löwen und Engel bannt! Nein, das war nicht ‚abgefeimt‘, es war kein ‚Schwindel‘, das war auch keine ‚Bequemlichkeit‘, es war einfach: Rettung der produktiven Substanz vor der Gefahr solcher Dämonen, wie wohl nur Er sie kannte.

Für den begeisterten Goetheverehrer Oelze ist es ein geradezu heiliges Bedürfnis, in einer Zeit, in der von Nationalisten „im Namen des Deutschtums ‚Bruder Goethe, Marx

und Lassalle‘ als Geistesverwandte, als Sowjetgünstlinge“ angeprangert werden, Benn ins Gewissen zu reden, er möge sich zu denen gesellen, die sich „wie eine Mauer vor diesen heiligsten deutschen Namen“ stellen.

Benn war vermutlich erstaunt über die Heftigkeit von Oelzes Reaktion, und er hat sich denn auch um Besänftigung bemüht.

Goethes Verse seien „das Zärtlichste und Süsseste“, da er je gelesen habe.<sup>104</sup> Nun ist es wieder an Oelze, einen Rückzieher zu machen, der dann gewohnt demütig ausfällt: „Lieber Herr Benn, – ich glaube, ich muss wegen meines letzten Briefes Ihre Verzeihung erbitte. Es geschieht hiermit. Als ich ihn schrieb, im Büro, befand ich mich im Zustande einer mit unerklärlichen nervösen Erregung [...]“.<sup>105</sup> Und einen Tag später schreibt er explizit: „Dass Sie das Goethe’sche Gedicht so schön finden wie ich, besänftigt mich. Dank!“<sup>106</sup>

Benns Besänftigungstaktik hatte offensichtlich Erfolg. Gleichwohl, er war gewarnt. Beim Thema Goethe gab es Grenzen, die nicht ratsam zu überschreiten waren. Briefe waren für Benn oft eine Art Laboratorium, in denen er Gedankengänge ausprobierte, die er später in seine publizierten Schriften übernommen hat. So auch im Fall von Goethes ‚Novelle‘. Seine brieflichen Ausführungen begegnen in veränderter und deutlich abgeschwächter Form wieder im „Weinhaus Wolf“<sup>107</sup>. Es liegt nahe, den Grund für diese Milderung in Oelzes heftiger Reaktion zu suchen.

Übrigens geht Benn abschließend, im Brief vom 6. Februar 1936, noch einmal auf die Novellendiskussion ein und pflichtet Oelze sogar bei:

Sie haben natürlich tausendmal Recht, wenn Sie G[oethe] ausserhalb jeder Bemerkungen gestellt wissen wollen; ganz klar, dass Sie Recht haben, aber dennoch: ich habe ebenso Recht, wenn ich sage, wie die Sache auf mich wirkt u. sie sieht tatsächlich so aus. Aber damit wird es ja erst interessant. Wenn über beides hinweg er der Unberührbare bleibt, das aufgewachsene Wunder, das schöpferische Rätsel schlechthin der nachatlantidischen Epoche, wirkend, solange diese bestehn wird; nie endend, solange noch auf einem ihrer Trümmer ein noch mit ihr verbundener Einäugiger, letzte Missgeburt, schon Mondkalb wohnt. Wir brauchen uns nicht zu sorgen, ihn abgefemt zu nennen, ebensowenig wie es ihn oder uns kränkt, wenn er als Mahadö, der Herr der Erde, die Huren oder Huris bebeischläfert.<sup>108</sup>

Damit war der Konflikt endgültig aus der Welt geräumt, und Oelze konnte zufrieden sein, ohne dass Benn sein Gesicht verloren hätte.

Abgesehen vom Novellen-Disput gibt es nur noch eine ausführlichere Exegese eines Goethe-Textes, zwölf Jahre später, nämlich 1948 über Faust II.<sup>109</sup> Benns durchaus kritischer Brief spricht vom „zwiespältigen Eindruck“, den die Lektüre bei ihm hinterlassen habe, und beschreibt diese Situation poetisch: „Natürlich erhaben, aber eigentlich doch Alles göttliche Schrulligkeiten, - Schaum, hell oder tief gefärbte Seifenblasen von Einem, der auf einem Balkon steht, selber unreal und unbeweglich, immer neue Tonpfeifen und Strohhalme hervorzaubernd, die bunten Kugeln abzublasen“.

Der Brief endet, nach interpretatorischen Auslassungen, mit einem poetischen Bild:

Aber das Ganze, wie gesagt: Geheimnis neben Geheimnis, und Abgrund u. Tiefe, Kälte und sowohl lässige wie dämonische Erfahrung auf jeder Seite --; schleierhaft ist mir nur, dass dies Werk eingegangen ist in das Bewusstsein der Nation als seine grösste Offenbarung. Es ist doch völlig unzugänglich nämlich eine Landschaft, die es für niemanden gab und für keinen gibt, eine Landschaft, über die sich ein riesiger Traktor wälzt, Schellen an den Rädern und Schwerter an den Füßen, und pflügt und sät und erntet, vor sich immer neue Ährenfelder und hinter sich immer neue gefüllte Scheuern, aber aus denen weder Brod noch Kuchen kommt [...].

Aus Oelzes Reaktion lässt sich ersehen, worauf es dem Benn-Verehrer ankam: Dass der von ihm hochgeschätzte Dichter sich über den hochverehrten Dichter Goethe dichterisch äußert. In seiner Antwort vom 2. August vermutet er, dass diese Äußerungen womöglich den Grundstein für einen Goethe-Essay zum Jubiläumsjahr 1949 bilden könnten und gerät ob dieser Aussicht ins Schwärmen:

Der Satzesatz (mit dem Mährescher) grandios, das Bild dieser imaginären Landschaft, in der unaufhörlich goldene Ernten reifen und gemäht werden, die keinen sattmachen. Auch der Anfang zauberhaft: der unbewegliche Gott, der die bunten Seifenblasen, die irrealen Kugeln hervorzaubert --: endlich eine Sprache, Bilder, die mit der steifbeinigen Feierlichkeit, der erstarrten Phraseologie der amtlichen Goetheforschung Schluss machen, die sagenhafte Gestalt aus ihrer Denkmalserstarrung erwecken; endlich einmal kein Gerede von Weltanschauung, Unsterblichkeit, Erziehungsplänen, Lebensweisheiten (was sich alles am Rande versteht), sondern die *Kunst* als das grenzenlose Spiel aus innerm Zwang, ohne Wirkenwollen, ohne Absicht, ohne Spekulation, auch als Sein Geheimnis, das ewig Gültige Seines Daseins gesehen.<sup>110</sup>

Freilich hat Benn den von Oelze geäußerten Wunsch, er möchte zum Jubiläumsjahr 1949 einen Goethe-Essay verfassen, nicht erfüllt. Seine Reverenz erwies er dem Weimarer Dichter jedoch im Juli 1936 mit den bekannten Gedichten „Wer allein ist, ist auch im Geheimnis“<sup>111</sup> und „Leben – niederer Wahn“, auf die Oelze begeistert reagiert,<sup>112</sup> und im November desselben Jahres in einem Brief. Vorausgegangen war ein Schreiben Oelzes, in dem Oelze eine Tagebuchnotiz Goethes von 1806 referiert, „der Streit zwischen dem Kutscher und dem Bedienten auf dem Bock seines Wagens habe ihn mehr in Leidenschaft versetzt als der Untergang des Deutschen Reiches. Und nun setzt Oelze zu einem philosophischen Rasonnement an:

Ah, können wir uns anmassen an dieser höchsten Entfaltung menschlicher Möglichkeiten, welche Seinen [mit großem S] Namen trägt, nicht immer aus Neue uns zu orientieren! Wenn es nichts mehr gibt, schlagen wir ihn auf, um das elendeste Dasein empfängt tröstenden Sinn – nicht aus einem mystischen Jenseits, sondern aus dem Gesetz dem keiner entrinnt, das für jeden gleich ist, ob sein Name über die Jahrtausende tönt oder ob er namenlos verweht.<sup>113</sup>

Tags darauf erwidert Benn, charakterisiert Oelzes Brief als einen „ganz speziellen Fall“ und schwingt sich dann zu einer rauschhaften Phantasie auf:

Plötzlich beim Lesen [...] trat Goethe in eine ganz neue Sphäre von Realität, zerstörte die eine, errichtete die andere, wuchs u. troff von Schweigen u. Gebären, – was sonst nur Spinnweb ist u Zittern u. Verlieren, ging in ihm ruhig wie ein Nashorn u. ölig wie ein Nilpferd ohne sich umzuschauen über die Erde.<sup>114</sup>

Wenn man bedenkt, dass Benn mit seinen Werturteilen und Tiervergleichen nicht gerade zimperlich war – Rilke etwa verglich er mit einem kriechenden schleimigen Wurm<sup>115</sup> – so verwundert es nicht, dass er auch Goethe in diese ‚animal farm‘ einbringt. Im Bild des Nashorns und des Nilpferds hat er die geballte Kraft und die ‚Abgefemtheit‘ des Gepriesenen veranschaulicht, die olympische Ruhe einerseits und die gesellschaftliche Glätte andererseits. „Ruhig“ und „ölig“ – eine Kombination charakterisierender Begriffe, die nicht unbedingt als Ausdruck reiner Verehrung oder Schmeichelei aufzufassen war.

Freilich der ansonsten so empfindliche Herr Oelze war dieses Mal hellauf begeistert!<sup>116</sup> War ihm nicht bewusst, welche Ironie in dem von Benn gewählten Bild mitschwingt? Wahrscheinlich nicht, denn noch elf Jahre später greift er auf dieses poetische Bild zurück. In einem Brief von 1947 zitiert er den Satz und kommentiert: „Grossartiger Satz, den ich mir immer wieder zurückrufe, unergündlich, voller Zukunft, weil er das heute noch nicht dechiffrierbare Geheimnis enthält.“<sup>117</sup>

Ist es Koketterie oder Wahrheit, wenn Benn acht Tage darauf erwidert: „Der Satz über Goethe kommt mir völlig fremd vor. Liegt kein Irrtum vor? [...] Entschuldigen Sie, dass ich es nicht mehr weiss, mein Gedächtnis ist schwach für die tatsächlichen Ereignisse. Aber der Satz ist gut, zu gut, als dass er von mir stammen sollte.“<sup>118</sup> Oelze klärt den Dichter umgehend auf, nicht ohne dessen Ego wieder einmal zu schmeicheln: „Der Satz über Goethe ist authentisch von Ihnen; er ist zu gut, als daß er von irgendjemand sonst sein könnte. Wollen Sie das Original sehen? [...]“<sup>119</sup>

Anlässlich einer Notiz Benns zu einem Goethe-Distichon kommt Oelze auf Goethes Schweigen zu sprechen, das er als ‚Verhüllungsstrategie‘ interpretiert:

Das, was er wirklich *war*, und *wusste*, hat er niemals ausgesprochen. [...] Wenn man überhaupt das Leben durchführen will, darf man gewisse Dinge nicht denken, noch weniger sagen; wer sie denkt, hat, und weiss, muß aufhören gesprächig zu sein: dies war sein ewig wiederholtes Postulat, sein Heilmittel für das ›Leben‹ [...]. In Ihrem Nilpferd-Bild ist, für mich, zum ersten Male das Wesentliche in einer allerdings geheimnisvollen Hieroglyphe tastend und vorsichtig umschrieben; daher diese Sätze niemals aufgehört haben, mich zu beschäftigen und zu beunruhigen.<sup>120</sup>

Diese Bemerkung Oelzes führt zum zweiten Aspekt, der Rolle, die Goethes Persönlichkeit für Gottfried Benns Selbstinszenierung gespielt hat.

## Gottfried Benns Selbstinszenierungen

Bereits 1963 hat Helmut Brackert auf die „tiefe wesensmäßige Unvereinbarkeit“<sup>121</sup> beider Dichter hingewiesen und Benn als „enge[s] Genie ohne Welt, ohne Weite, ohne Fülle“<sup>122</sup> bezeichnet. Benn wolle „am Gegenbild des ganz Anderen die eigene Lage kenntlich machen“<sup>123</sup>, er blicke „immer wieder mit befangenem Blick auf die Gestalt dessen [...], der alles hat, was ihm fehlt.“<sup>124</sup> Wie könnte es zwischen dem Weinliebhaber Goethe, dem lebensbejahenden, ewig tätigen Optimisten, und dem Biertrinker Benn, dem skeptischen Melancholiker, irgendwelche Gemeinsamkeiten geben? Beider Grundeinstellung zur Welt ist gänzlich verschieden. Dies beginnt mit ihrer Auffassung von Natur. Für Goethe war die Natur der Keimquell alles Seienden. Natur und Kunst sind bei ihm gleichermaßen Ausdruck der schöpferischen Kraft. Ganz anders bei Benn. Kunst und Natur sind diametrale Gegensätze.<sup>125</sup> Der moderne Lyriker lebt in „Naturfremdheit“.<sup>126</sup> Alle Dokumente stimmen darin überein, dass Benn zur Natur keinen unmittelbaren Zugang hatte. Als Stadtmensch konnte er keine aus der Anschauung geborene Nähe zur Natur herstellen. Ein Indiz sind die in seine Lyrik einmontierten Natur-Versatzstücke. Geradezu leitmotivisch tauchen immer wieder Rosen auf, später werden sie ergänzt durch Ebereschen. Über seine Naturferne ließ er sich gegenüber Elinor Büller aus: „[...] an die Peripherie ziehn, wo schon die Natur eindringt, – ekelhaft“. Ihn reize vielmehr „das Höhlenartige, Zurückgezogene, auch das etwas Enge und Zusammenliegende der Räume“ einer Wohnung.<sup>127</sup> Benn war ein troglodytisches Wesen, das in engen und dunklen Stadtwohnungen hauste.<sup>128</sup> Die Wohnung in der Berliner Belle-Alliance-Str. 12, in der er von 1917 bis 1935 lebte, umfasste vier Zimmer, zwei waren der Berufsausübung vorbehalten: ein Warte- und ein Behandlungszimmer.<sup>129</sup> Die Wohnung in der Bozener Straße 20 in Berlin-Schöneberg, in der er von 1937 bis zu seinem Tod lebte und praktizierte, bestand ebenfalls aus vier Zimmern. Seit 1947, als seine Frau Ilse Kaul ihre Zahnarztpraxis in dieselbe Wohnung legte, war das Schlafzimmer der einzige Privatraum.<sup>130</sup> Die Enge galt auch für die von ihm gemieteten Wohnungen, deren eine (in Hannover) er im Dezember 1935 gegenüber Oelze so charakterisierte: „alles in Allem mehr eine Höhle für Molche und Menschenfeinde als ein Renaissancebau“.<sup>131</sup> Noch 1951 spricht er von den Künstlern als „Sonderlingen“ und „Einzimmerbewohnern“.<sup>132</sup>

Auch Kontakte zu Menschen waren ihm kein Grundbedürfnis.<sup>133</sup> Schon Anfang 1922 schreibt Benn an Gertrud Zenzes, er habe „meistens so viel Mauern“ um sich herum, dass er „dem andern kein Verstehen zeigen“ möchte, er sei „so hart geworden“, um „nicht selber zu zerschmelzen und schließlich auch sehr fremd und sehr allein.“<sup>134</sup> 1928 schreibt er ihr, er könne „nur allein glücklich sein“, „allein und in mich verbissen“.<sup>135</sup> Im Mai 1933 an Tilly Wedekind: „um mich steht eine Mauer aus Kühle und Abgeschlossenheit, über die niemand hinüberkann.“<sup>136</sup> Und im August 1933 lässt Benn Käthe von Porada wissen, er sei „nicht sehr erpicht auf neue Menschen“<sup>137</sup>, und: „Ich lebe so vollkommen isoliert und für mich, mir ist es ganz gleich, was man von mir hält“.<sup>138</sup> Sogar die mehrtägige Anwesenheit der Tochter Nele überanstrengt ihn: „Das Hiersein meiner Tochter strengt mich auch enorm an. Bin so absolut nicht gewohnt, ununterbrochen mit jemandem zu reden und zu sein. Die größte Anstrengung, die mir vorstellbar ist.“<sup>139</sup> Mitte der dreißiger Jahre verstärkt sich diese Abwehrhaltung.<sup>140</sup> Die selbstgewählte Einsamkeit war eine unabdingbare Voraussetzung für seine künstlerische Kreativität.<sup>141</sup> Schon beim frühen Benn findet sich